

Historische, geographische
und soziale Übergänge
im alemannischen Sprachraum

Herausgegeben von
Werner König und Hugo Stopp



VERLAG ERNST VÖGEL · MÜNCHEN 82

1980

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	7
<i>Bruno Boesch:</i>	
Dialekt und Schriftlichkeit	9
<i>Wolfgang Kleiber:</i>	
Der alemannisch-bairische (und der alemannisch-fränkische) Sprach- gegensatz im Spiegel spätmittelalterlicher Rechtsquellen (mit 19 Kar- ten)	31
<i>Hans Stricker:</i>	
Zum Problem der etappenweisen Verdeutschung Unterrätians (aus rätoromanischer Sicht)	67
<i>Marthe Philipp:</i>	
Geolinguistische Übergänge im elsässischen und im lothringischen Sprachraum	79
<i>Rudolf Trüb:</i>	
Morphogeographische Übergänge beim Artikel im Schweizerdeutschen	91
<i>Arno Ruoff:</i>	
Probleme der Sprachgrenzen und -übergänge	93
<i>Bernhard Gersbach:</i>	
Übergänge und Grenzen im Gebrauch der Vergangenheitstempora. Untersucht an Tonbandaufnahmen aus Baden-Württemberg, Bay- risch-Schwaben und Vorarlberg	111
<i>Rainer Graf:</i>	
Übergänge in den Formen der Redewiedergabe	121
<i>Niklaus Bigler:</i>	
Sprachliche Variation im Bereich der schweizer-deutschen Verbalplu- ralgrenze. Bericht über eine Feldforschungsarbeit im mittleren Aargau	131
<i>Iwar Werlen:</i>	
R im Schweizerdeutschen	139
<i>Elisabetta Fazzini Giovannucci:</i>	
Historische, geographische, soziale Belastung und das Schicksal der alemannischen Sprachinseln Italiens	153
Siglenverzeichnis	163
Autoren und Herausgeber	165

Vorwort

Die im vorliegenden Band publizierten Arbeiten wurden als Referate auf der VI. Arbeitstagung alemannischer Dialektologen, die im Oktober 1978 in Augsburg stattfand, gehalten.

Ein bereitwillig gewährter Zuschuß der Gesellschaft der Freunde der Universität Augsburg ermöglichte die Drucklegung.

Augsburg, im Herbst 1979

Die Herausgeber

Dialekt und Schriftlichkeit

Zum Grundsätzlichen

Daß eine Sprache mit dem Hauptmerkmal „gesprochen“, wie die Mundart, auch geschrieben, und daß eine Sprache wie die Schriftsprache mit dem Hauptmerkmal „geschrieben“ auch gesprochen wird, entspricht täglicher Praxis. Die Frage ist nur: tangiert das Geschriebenwerden die Mündlichkeit der Mundart in wesentlichem Maße und tangiert umgekehrt das Gesprochenwerden von Schriftsprache deren Rolle als eine allgemeinverbindliche Gemeinsprache? Wieviel büßt sie dabei an Allgemeingültigkeit und Allgemeinverständlichkeit ein? „Geschrieben“ — „Gesprochen“, das sind zweierlei Stiefel, zweierlei „Aggregatzustände“, ob wir nun von anerkannten Nationalsprachen oder nur von deren Dialekten reden.

Da liest man zum Beispiel vom geschriebenen Dialekt, er sei eine intellektuelle Entartung oder der bloße Versuch einer schriftlichen Konservierung, einer Transkription aus Gründen wissenschaftlicher Bearbeitung oder zu musealen Zwecken.¹ Oder noch deutlicher: der Dialekt kann da, wo er geschrieben wird, gar nicht mehr als Dialekt gelten. Wo er in der Literatur auftauche, sei er als simulierter Dialekt zu begreifen: er ist ja nicht gesprochen.² Dialogische Texte hätten einen Vorrang vor erzählenden: nur jene seien für eine Wesensbestimmung gesprochener Sprache verwertbar. Als ob in ihr nicht auch immer erzählt würde. Der Dichter Ernst Burren meint, es sei absurd, Dialektliteratur zu schreiben, statt sie, wie es die heutige Technik erlaubt, durch Tonaufnahmen festzuhalten und zu verbreiten.³ Editoren sind dazu übergegangen, Mundarttexte durch vom Dichter besprochene eingelebte Platten zu ergänzen.⁴

Umgekehrt gibt es auch das Mißtrauen gegenüber der Mündlichkeit von Schrift- oder Gemeinsprache: wo diese sich, wie in den sogenannten Um-

¹ H. Löffler, *Probleme der Dialektologie* (1974) S. 125. — U. Knoop, *Die Differenz von Dialekt und Schriftlichkeit — ein vorläufiger Überblick*, in: *Germanistische Linguistik* (1976) S. 21 ff. — R. Ris, *Sozialpsychologie der Dialekte und ihrer Sprecher*, in: *Grundlagen einer dialektorientierten Sprachdidaktik*, hg. v. U. Ammon, U. Knoop, I. Radtke (1978) S. 93 ff.

² W. Schenker, *Dialekt und Literatur*, in: *ZfdPh* 96 (1977) S. 36.

³ *Warum im Dialekt?* Hg. v. G. W. Baur und H.-R. Fluck (1976) S. 46.

⁴ *Vergleiche die „Mundartliche Reihe“*, herausgegeben von B. Doerdelmann, Verlag J. P. Peter, Gebr. Holstein, Rothenburg o. d. T.

gangssprachen, nicht streng an die lautlichen, syntaktischen und stilistischen Gepflogenheiten der Gemeinsprache anlehnt, liege eine beklagenswerte Deformation vor, und die Hüter der Sprachrichtigkeit und korrekten Aussprache gehen mit diesen Bastarden ins Gericht.

Ich halte Grenzziehungen in solcher Konsequenz für verfehlt. Natürlich entfaltet sich das Eigenleben der Mundart ganz wesentlich in der Mündlichkeit, nur ist mit dieser Eigenart nicht notwendig und in allen Fällen mündlicher Gebrauch verbunden, so wenig wie typische Schriftlichkeit immer der Verwirklichung in Schrift bedarf. Es gibt eine Handhabung von Schriftsprache in mündlichem Gebrauch, der fast alle wesentlichen Merkmale gesprochener Sprache, außer dem Lautwerden in Lauten, abgehen: etwa in der Lesesprache der Schüler oder in den gequälten Versuchen vieler Mundartsprecher, „nach der Schrift“ zu reden: dies geschieht im Banne von Schriftlichkeit, ohne daß ein Federhalter in Bewegung gerät. Die Tatsache der Verlautbarung mit dem Mund schafft noch keine gesprochene Sprache, sei es in der Gemeinsprache oder auch in der Mundart selbst, sondern nur eine „mündliche Schriftlichkeit“. Man denke auch an Sendungen in Radio und Fernsehen nach vorbereitetem Manuskript.

Ich spreche gewöhnlich lieber von Gemeinsprache als von Schriftsprache (lege mich also auf die Schriftlichkeit nicht zum vorneherein fest), und spreche andererseits von Dialekt, nicht von Mundart, lege mich also auch auf die Mündlichkeit, wozu das Wort Mund-art verführt, nicht ausschließlich fest.

Die Gemeinsprache, in welcher Form auch immer, dient einer Sprachnation als Mittel der Verständigung. Von „Schriftsprache“ rede ich, wenn ich dabei ausdrücklich an den Gebrauch der Schrift denke, denn dank der Schrift kann die Gemeinsprache ihrer Funktion überhaupt erst gerecht werden. Nur so kann sie die Norm festhalten, in Orthographie und Grammatik. In weit geringerer Trennschärfe ist auch die *Aussprache* der Schriftsprache zu fassen und zu lenken: in der Mündlichkeit sind die Differenzen der einzelnen Landschaften viel größer als in der Schrift, wo nur die höheren Kategorien von Wortschatz, Syntax, Stil durch regionale Tendenzen dem gemeinschaftlichen Gebrauch entfremdet werden können. Den Ausdruck „Hochsprache“ brauche ich, wenn er als sozialen Kontrast die „Tiefsprache“ fordert, und hier läuft die Scheidelinie keineswegs einfach zwischen der Schriftsprache, dem „Hochdeutschen“ und dem Dialekt. Sehr richtig sagt Adolf Muschg in einem Aufsatz *Warum ich (hochdeutsch) schreibe*: „Es ist, glaube ich, ein Schweizer Denkfehler, den Dialekt als eigene Spezialität, das Hochdeutsche aber als ‚fremden‘ Monolith zu behandeln. Auch das sogenannte Hochdeutsche kann ja ‚niedrig‘ gesprochen

und geschrieben werden — für die überwältigende Mehrzahl aller Kommunikationsakte erfüllt es nahezu alle Voraussetzungen dessen, was wir bei uns ‚Mundart‘ nennen.“⁵ Mit lautlichen und grammatischen Merkmalen mischen sich stets inhaltliche, und im Hinblick darauf, auf Gesprächsthemen und die Art der Dezenz, in der sie behandelt werden, gibt es innerhalb der Mundart dieselben Varianten wie in der Hoch- und Umgangssprache: es gibt gewissermaßen Hochmundart und Tiefmundart, und in der sprachlichen Haltung des Slang etwa, seinen rein lautlichen wie auch sozialen und sprachinhaltlichen Varianten, treffen Gemeinsprache wie Dialekt auf je verwandten und je gleich hohen Ebenen zusammen und bilden eine Sprachschicht, die man mit einem älteren Ausdruck als „Volkssprache“ bezeichnen kann. Die soziale Komponente ist dabei nur eine neben vielen andern; die Verwandtschaft ist wohl am engsten auf der Ebene von Wortschatz, Redensartlichkeit, Stil.⁶

Die regionalen Färbungen der Gemeinsprache sind damit nur *ein* Element ihres Gesprochenwerdens, und die Forschungsstelle des Instituts für deutsche Sprache (Mannheim) in Freiburg versucht, die Vielzahl der Varianten des Gesprochenenseins im Einklang mit der Kommunikationsforschung in den Griff zu bekommen. Für die Dialekte leistet die Tübinger Arbeitsstelle von Arno Ruoff das Entsprechende, wobei auch hier Tonbandaufzeichnungen die Grundlage bilden.⁷ Die Schriftlichkeit spielt hier naturgemäß eine geringe Rolle, weil die Dialekte im Alltag selten schriftlich fixiert werden und die literarische Aufzeichnung fast die einzige Form dialektischer Schriftlichkeit ist. Sie steht zunächst im Sog der Schriftlichkeit der Gemeinsprache, und eine eigene Tradition von Schriftlichkeit übt erst seit Johann Peter Hebel einen bestimmenden Einfluß aus.

Ich glaube, wir haben für unser Problem auszugehen von einem Punkt, in welchem sich Gemeinsprache und Dialekt gleichermaßen treffen. Er wäre

⁵ Neue Zürcher Zeitung (1977) Nr. 278.

⁶ B. Boesch, Zur Stilistik der schweizerdeutschen Volkssprache, in: Schweizerisches Archiv für Volkskunde 59 (1963) S. 166 ff. — H. Burger, Redensarten „auf der Goldwage“, in: Deutsche Sprache in Geschichte und Gegenwart. Festschrift F. Maurer (1978) S. 55 ff. — G. Storz, Sprachanalyse ohne Sprache (1975) S. 49 f. — A. Wenzel, Stereotype in gesprochener Sprache. Form, Vorkommen und Funktion in Dialogen, in: Heutiges Deutsch I, 13 (1978).

⁷ W. Haas, Gesprochene Sprache (Forschungsbericht), in: Wirkendes Wort 28 (1978) S. 197 ff. — H. Steger, Gesprochene Sprache. Zu ihrer Typik und Terminologie, in: Sprache der Gegenwart 1 (1967) S. 259 ff. — A. Ruoff, Grundlagen und Methoden der Untersuchung gesprochener Sprache (1973). — G. Schank und G. Schoenthal, Gesprochene Sprache. Eine Einführung in Forschungsansätze und Analysemethoden (1976).

dort zu suchen, wo jede Form von Sprache in ihrem Ursprung zu suchen ist und Mündlichkeit und Schriftlichkeit von Sprache aus demselben Kern herauswachsen: ich meine den originalen Sprachakt selbst, der sich, beim Erzeugen von Sprache, als Sprechakt oder Schreibakt realisieren kann. Ich glaube nicht, daß dem Schreiben beim Erzeugen eines Textes ein Sprechakt vorangehen muß, daß dem Erzeugen eines Textes weniger Ursprungsnahe zukommt als dem Erzeugen von Rede. Wie die „innere Sprache“ zu fassen ist, die offenbar beidem, aber uns kaum greifbar, vorangeht, muß ich hier offenlassen.⁸ Helmut Henne hat gesagt, die Klassiker der modernen Linguistik hätten ein gestörtes Verhältnis zur geschriebenen Sprache: *writing is not language*. Geschriebenes wird als Konterfei von zuvor Gesprochenem oder als gesprochen Gedachtem gesehen, während es doch um zwei Teilsysteme von *langue*, von Sprache, geht, die komplementäre Funktionen erfüllen. Die auf Sprechen oder Schreiben gerichteten Intentionen stellen sich schon im genuinen Sprachakt ein, sie zielen auf Mündlichkeit oder Schriftlichkeit der Sprachverwirklichung.⁹ Da scheiden sich schon Rede und Schreibe. Der Dialektsprecher, der wie der Schweizer gewohnt ist, Dialekt zu *sprechen*, Gemeinsprache zu *schreiben*, müßte, falls hier tatsächlich der Weg zum Schreiben über die gesprochene Sprache ginge, die Mundart ja doppelt umsetzen: zunächst in *gesprochenes* Gemeindeutsch und dann in Schriftdeutsch. Dies behauptet Dieter Fringeli: „Schweizerische Schriftsteller sprechen, denken, fühlen, träumen mundartlich; sobald sie in die Schreibmaschinentasten greifen, um ihr mundartlich Gesprochenes, Gedachtes, Gefühltes und Geträumtes zu Papier zu bringen, werden sie (ich hätte beinahe geschrieben automatisch) zu Übersetzern: werden schriftsprachlich, „hochdeutsch“.¹⁰ Automatisch. Hier liegt das veräterische Wort: es ist in der Tat eine Art von Automatismus, eine Schaltung, die in der Intention betätigt wird (beim Griff zur Feder oder Taste) und das Sprachvermögen, das der Betreffende für sein Schreiben besitzt, mobil macht und mit dem er sich, und zwar jedenfalls primär *ohne* Übersetzungsabsicht, in Bewegung setzt. Auf einem andern Blatt liegt, daß dieses Sprachvermögen, das zur Schrift tendiert, bereits Ingredienzien der Mundart in sich enthält oder von ihr, wie etwa bei Gotthelf, geradezu durchwirkt ist. Da spielen die schon erwähnten Bereiche von Volkssprache mit, wozu bei den Dialekten eine Tendenz hinzukommt, sich über-

⁸ W. Gössmann, Wjgotskis Begriff der inneren Sprache und seine Bedeutung für den Schreibprozeß, in: *Wirkendes Wort* 29 (1979) S. 13 ff.

⁹ H. Löffler S. 125. H. Henne, Vortragsreferat von W. Schenker, in: *Neue Zürcher Zeitung* (1973) Fernausgabe Nr. 333.

¹⁰ Im Nachwort zu: *Julian Dillier, Mändschä sind mängisch wie Gäärta* (1978) S. 61.

örtlich zu verfestigen, sich zu regionalisieren, ein Vorgang, bei welchem dann oft die *schriftsprachliche* Form es ist, die den überörtlichen Konsens herstellt.¹¹

Das Feld der gesprochenen Sprache, in der Gemeinsprache mit ihren umgangssprachlichen Varianten und in den Dialekten, ist von einer unabsehbaren Breite und Weite, und jedes Forschungsvorhaben muß sich beschränken, muß sich ein „Korpus“ von Belegen und Beispielen aus dem großen Kuchen herauschneiden. Die Bereiche der Literatur werden dabei gewöhnlich ferngehalten, obschon gerade die moderne, dem klassischen Deutsch abgewandte Dichtung sprechnah und oft auch dialektnah ist wie kaum je zuvor. Diese Verflechtung muß man sehen, und so verstehe ich auch einen Satz von Hugo Steger: „Selbstverständlich bleibt dabei die innerschriftsprachliche Auseinandersetzung zwischen Strukturen der fixierten und stilisierten gesprochenen und geschriebenen Sprache ein erregendes Thema historischer und soziologischer wie struktureller Sprach- und Literaturforschung, und mit zunehmender Kenntnis der Eigenstruktur gesprochener Sprache werden hier vielleicht noch wichtige Ergebnisse erwartet werden können, da wir erst dann die Wege der Stilisierung gesprochener Sprache im Text deutlicher sehen werden.“¹² Ich übertrage diesen Satz auch auf den mundartlichen Bereich, und genau so muß auch hier die Mundartliteratur, ungeachtet ihrer Schriftlichkeit, in der Diskussion bleiben, denn es ist nicht einzusehen, warum volkssprachliche Stilformen aus der Literatur einen geringeren Aussagewert für die Mündlichkeit haben sollen als dieselben Stilformen, deren sich die lebendige Rede bedient. Die Verfestigung des lebendigen Sprechens in Formeln ist bekannt. Dabei hat die Einbettung dieser Formeln in einen dichterischen oder auch nur rapportierenden Text noch einen Vorzug vor einer wissenschaftlichen Erhebung gesprochener Sprache, selbst wenn diese die situativen Gegebenheiten sehr ernst nimmt. Belege aus der Literatur stehen — obwohl die klanglichen Elemente nur ungenügend dargestellt sind — in einer ungleich zwingenderen Situation von gesprochener Sprache drin, weil der Rahmen umfassender abgesteckt ist: wie wäre es sonst möglich, daß die Wortfetzen in den Dialogen eines Franz Xaver Kroetz eine ganze soziale Problematik evozieren und damit eine ungemaine Intensität und Wirklichkeitsnähe auslösen könnten? Ein anderes Extrem, wo statt Sprachnot Sprachfülle explodiert, ist zum Beispiel ein gemeinsprachlicher Roman wie das „Ein-

¹¹ So im Kanton Wallis, dessen deutsche Ortsdialekte auch in den benachbarten Kantonen auf Verständigungsschwierigkeiten stoßen, so daß mit Auswärtigen in einem dem Berndeutschen angenäherten „Regionalwalliserisch“ gesprochen wird, mit Einschlägen von Schriftsprache.

¹² H. Steger, S. 263.